

Deutschen Rundschau

Nr. 146. Bromberg, den 28. Juni 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(18. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Heinecken hatte die Wandsbeker Farbholzmühle verkauft. Seit dem Unglück mit den englischen Geschäftsfreunden hatte Paul eine fast krankhafte Abneigung gegen diesen Teil des Geschäfts. Er wollte nichts mehr damit zu tun haben, und der Vater hatte gerade gedacht, ihn in diesem Unternehmen möglichst selbständig zu machen, während er die überseeischen Geschäfte in der eigenen Hand behielt.

Es war dem unruhigen Geist in diesen Jahren wieder um bares Geld zu tun. In Bahnbauten hatte er große Kapitalien stecken, jetzt beteiligte er sich auch an Dampferlinien.

Madame Hellwig war sehr ägriert, als sie davon vernahm. So etwas überläßt man doch den Engländern, lieber Heinecken. Seit wann müssen wir Hamburger derartig unsichere Unternehmungen unterstützen?"

„Seit wir uns erinnern, daß einmal Hamburg vor London ging. Warum sollen die Vettern drüben am Kanal alles in ihre Tasche stecken? Dampfschiffe sind nicht unsicherer als Eisenbahnen, und an die haben Sie sich doch gewöhnt, verehrte Tante."

Sie schwieg, denn sie ärgerte sich, daß er sie tantete, obgleich sie doch nicht älter war als er. Aber freilich, sie wurde alt. Seit der Bruder tot war, und sie allein in der Wohnung am alten Wandrahm hauste, mit einer Gesellschafterin, die mehr Staffage war als Gesellschaft, seitdem kümmerte sie langsam ein. Alle alten Bekannten brachen ab, nur Ladwig mit seinen Siebenzig hielt sich noch stramm wie immer. Aber auch er sprach vom „Zur-Ruhe-Setzen".

Aber wer sollte ihn vertreten? Ernst Sprekelsens Geschäftseifer, der so überraschend einsetzte, als er Vater wurde, hatte längst nachgelassen, und so gab es nur eins — es mußte ein Kompagnon eintreten.

„Es geht nicht mehr, Herr Heinecken", sagte der alte Herr zu Karl Anton. „Ich trage die Verantwortung nicht mehr. Aber Ihr Herr Schwager läßt ja nicht mit sich reden. Und es ist doch auch wichtig für Ihre Frau, daß die Firma nicht von der Konkurrenz überholt wird. Das Vermögen von Ihrer Frau, das Erbteil von Herrn Sprekelsen, steht doch noch im Geschäft."

„Das wäre das wenigste, lieber Ladwig. Soviel ich weiß, sind die Zinsen immer richtig bezahlt. Aber sagen Sie, wen denken Sie sich denn etwa als Kompagnon meines Schwagers?"

„Ja, Herr Heinecken, wenn Sie mich fragen — Wenn Herr Soltau sich entschließen würde —"

„Ladwig! Aber bester Ladwig! Soltau? Den bekommen Sie nicht. Den brauch ich selber viel zu nötig. Sehen Sie, wie soll mein Sohn mal fertig werden, wenn ich nicht mehr bin? Der braucht Soltau neben sich."

„Wenn Sie einmal nicht mehr sind, Herr Heinecken? Das kann man sich nicht vorstellen."

„Ich bin über sechzig. Der Taufschein läßt sich nicht Lügen strafen. Schließlich kann ich die Jahre abzählen, die ich noch schaffen kann. Und nachher — bis mein Enkel so weit ist, daß er neben seinen Vater treten kann — 'ne weit aussehende Sache, Ladwig. Und tritt er mal neben ihn? Jetzt geht er seit einem halben Jahr in die Schule. Braver Junge, sagen die Lehrer, gibt sich alle Mühe, sitzt immer still und artig und paßt auf. Aber — aber — na —"

„Er entwickelt sich nicht so schnell wie andere Kinder, Herr Heinecken. Doch stille Wasser sind tief."

Heinecken stand still und seufzte. Es war ein echter, tief aus der Brust herauskommender Seufzer. „Wenn ich doch die Bengels damals nicht auf das Floß genommen hätte. Ich wollte ihnen eine Freude machen. Ich hab' die Kinder ja so oft auf der Pfütze herumgekrebst. Und da muß mir das passieren! Paul sagte nichts, und Minna sagt erst recht nichts, aber was sie denken, wenn der Junge mit den andern spielt und ebenso schwatzen und lachen will, und dann beginnt das Stottern — und wenn sie mich dann so ansehen —"

„Meine Tochter hat nichts wie Liebe und Verehrung für Sie, Herr Heinecken. Das Unglück da auf dem Teich — ja, das hätte uns allen geschehen können. Minna wäre die letzte, Ihnen auch nur mit einem Gedanken einen Vorwurf zu machen."

„Dann mach' ich ihn mir allein. Und darum ist es nicht leichter. Sie wissen, wie sehr ich immer nach männlichen Nachkommen ausgesehen hab' — aber man soll sich nichts zu heftig wünschen. Es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

„Der Junge wird werden, Herr Heinecken!"

„Hoffen wir es. Jedenfalls läuft bis dahin noch viel Wasser den Berg hinunter. Soltau kann ich meinem lieben Schwager nicht überlassen."

„Es war von mir nur eine kleine Anfrage über Ihre Meinung. Ich wußte keinen anderen Rat."

Die Unterredung verlief resultatlos. Sie klang aber in Karl Anton nach, und immer stärker trat der alte Plan vor ihn hin, den Prokuristen als Teilhaber für immer an die eigene Firma zu binden. Er hätte es gleich getan, wenn nicht der Umstand gewesen wäre, daß im Augenblick so viel schwebte, was auf Klärung wartete. Die Bahnprojekte, die Beteiligung an der zu gründenden Werft, Bau eines großen Lagerhauses für den Kaffeehandel — es sollte nicht den Anschein haben, als müsse er neues Geld in das Geschäft nehmen. Soltau sollte wissen, wenn er ihm kam, daß es seiner Person wegen geschah, und sein Vermögen nur die selbstverständliche Zugabe zur Teilhaberschaft bedeutete.

Aber zunächst mußte eine halbe Million flüssig gemacht werden, besser eine ganze, und es war da auch ein sehr einfacher und sicherer Weg. Die Nachrichten aus Java besagten, daß in diesem Jahr eine Kaffeeernte zu erwarten sei, wie sie nur alle zwanzig Jahre einmal eintrat. Dafür waren die Nachrichten aus Brasilien schlecht, ebenso wurde eine wenig gute Ernte in Westindien erwartet.

Makler Peemöller, der immer gleich flinke und geschäftstüchtige, schwänzelte nicht ohne Grund in den Juniwochen so viel um den alten Heinecken herum. Er hätte seine Hand zu gern schon jetzt auf die ganze javanische Herrlichkeit gelegt, und es gelang ihm zu seinem eigenen Erstaunen glatter und schneller als er erwartet.

Heinecken verkaufte die ganze Ernte, sozusagen auf dem Halm, oder richtiger, auf dem Busch, für einen verhältnismäßig niedrigen Preis, um mit dem sofort zu zahlenden Kapital seine neuen Unternehmungen zu decken. Und als Peemöller gern noch mehr gehabt hätte, ließ er durch seinen überseeischen Vertreter die Ernten dreier großer Plantagen, der seinen benachbart, aufkaufen und verpflichtete sich zur Lieferung von fünftausend Sack, eintreffend im Hamburger Hafen spätestens Mitte Oktober. Eine hohe Konventionalstrafe ließ ihn lachen. Nach den Nachrichten, die er von verschiedenen Seiten bekam, mußte das, was er zu erwarten hatte, weit die verpflichtete Lieferung übersteigen.

Paul war außer sich, als er von diesem Geschäft erfuhr, war besonders darüber empört, daß sein Vater ihn mit keinem Wort befragt hatte, wenn solch Befragen auch nur zum Schein geschah. Einfach übergangen war er, als sei er nicht Sohn und Teilhaber, sondern ein Kommis, den es nichts anging, was der Chef verfügte! Er kam an dem Tage, als die Sache abgeschlossen war und er zum erstenmal etwas davon erfuhr, gereizt und erregt nach Hause, und Minna hatte es schwer mit ihm. Murrend und scheltend lief er in der Wohnung umher, wollte kein Mittagbrot essen, fuhr die Kinder an, die ihm ahnungslos und vergnügt in den Weg liefen, schrie das Stubenmädchen an, ob es glaube, ihm wachse das Geld in der hohlen Hand, weil sie einen alten Teller zerschlug, und erst als die Kinder zur Ruhe gegangen waren und seine geduldig wartende Frau mit einem Nähzeug am Eßtisch saß, wie es jeden Abend Brauch war bei ihnen, kramte er aus, was geschehen.

„Ich kann mir denken, daß es dich kränkt", sagte Minna freundlich. „Es liegt eine Nichtachtung darin, sagst du. Ja, so gewissermaßen. Aber du mußt bedenken, dein Vater ist immer Selbstbestimmer gewesen; nun, wo er alt wird, ändert er sich nicht mehr."

„Ich will dir was sagen, Minna —" Paul schob sich im Zimmer herum, immer gegen die Wände redend, statt seine Frau anzusehen, „es ist das volle Absicht bei ihm gewesen. Er wollte mir einen Stich versetzen, weil ich damals die dumme Sache mit England eingefädelt hatte. Das verzeiht er mir nicht. Wir haben damals verloren —" Es kam eine lange Aufzählung aller Posten bis zur Gesamtsumme.

Minna ließ das über sich ergehen, obgleich sie jedes Wort selbst hätte hersagen können. Paul hatte ihr die gleiche Geschichte hundertmal erzählt.

„Und nun will er mich als dummen Jungen behandeln. Mich! Ich bin mittlerweile auch über die Vierzig hinaus. Ich weiß auch, was ich will. Ich hab' meine Geschäftskenntnisse so gut wie er. Ich hätte nie und nimmer zugegeben, daß er diesen Tollhausstreich gemacht hätte."

„Meinst du denn, daß es verkehrt ist?"

„Verkehrt? Verrückt ist es. Wenn er nun nicht liefern kann?"

„Aber er sprach doch neulich abends davon, wie glänzend die Nachrichten aus Java sind."

„Trau' du solchen Nachrichten von übersee. Unser lieber Neumann —" das war der Vertreter auf Java — „malt immer alles rosenrot und himmelblau. Wenn wir nun nicht liefern können, frage ich dich? Weißt du, was dann kommt? Der Bankrott kommt. Das kann ich dir sagen."

Die blonde Frau flog ordentlich zusammen. „Das Wort solltest du nicht in den Mund nehmen, Paul."

Paul lief jetzt förmlich. Seine langen Gliedmaßen stießen jeden Augenblick gegen einen Stuhl oder ein anderes Möbelstück. Er schob ärgerlich beiseite, was ihm da in den Weg kam, und rannte um so sicherer bei der nächsten Wendung wieder dagegen. „Wir wären nicht die ersten, die mit dem grünen Zylinder zur Börse gehen müßten. Möchtest du deinen Mann so sehen?"

„Ich werde dich nicht so sehen! Dich nicht und deinen Vater nicht." Sie lauschte auf, es kam jemand durch den Garten und die Verandatreppe empor. Otto Soltau kam mit seiner Mercedes noch ein bißchen die Nachbarschaft besuchen. Man setzte sich auf die Veranda in die milde Abendluft, Minna ließ Bier bringen für die Herren und Himbeersaft für Frau Soltau. Darüber hinaus verstiegen sich ihre Bewirtungen bei solcher Gelegenheit nicht, und die Herren fragten, ob sie eine Zigarre rauchen dürften, „der Mücken wegen".

Paul holte Rauchzeug herbei, Soltau bediente sich, wußte es aber so einzurichten, daß die angebotene Zigarre in seiner Rocktasche verschwand, während er eigenes Kraut anzündete. Seine Frau sah ihn mit einem kleinen mahnenden Blick an, der ihn nur belustigte. Der gute Paul! Es war tatsächlich unmöglich, seine Zigarren zu rauchen! Nicht für einen Schilling Raucherverstand hatte er, und mit den Dreilingen, die er dabei sparte, wollte er wohl die dreihunderttausend verlorenen englischen Taler ersetzen. Es kam keine rechte Unterhaltung auf, bis Soltau geradezu fragte:

„Was sagt denn Ihre Frau dazu?"

Er war sich keinen Augenblick im Zweifel, daß Paul entgegen aller Hamburger Sitte die ganzen geschäftlichen Ärgernisse sofort an den häuslichen Tisch getragen hatte.

„Was soll sie sagen? Ich frage Sie, Soltau, wenn wir nun nicht liefern können? Wenn da nun was passiert, daß sie die Kaffee-Ernte nicht reinkriegen?"

„Was soll denn passieren? Um diese Zeit hat Java keine Stürme und Wolkenbrüche. Und daß die braunen Kerle die Arbeit verweigern, kommt da auch nicht vor."

„Und wenn die Schiffe untergehen?"

„Na, sie werden schon nicht. Außerdem versichern wir doch hoch genug."

„Mir ist eklig dabei, Soltau. Ich sag' es Ihnen ganz offen, ich habe ein abscheuliches Gefühl, seit mein Vater heute mittag mit dem Geschäft zu Platz kam. Das ist nicht solide. Das hat keinen festen Boden unter den Füßen."

„Was? Ihre Javaplantage ist kein fester Boden? Mann, tun Sie mir nicht leid! Ich wollte, ich hätte solchen Besitz. Ich will Ihnen was sagen, in einem halben Jahr denken Sie das gerade Gegenteil von heute. Dann sind Sie die reichsten Leute in Hamburg, und die nächste Ernte lassen Sie auf eigenen Schiffen kommen."

Seine Frau sah ihn still und nachdenklich an. Sie allein kannte ihn so genau, daß ihr auch nicht die leiseste Schwingung in seinen Worten entging. Er redete nur, den anderen umzustimmen, ohne doch so recht mit Überzeugung bei der Sache zu sein. Sie wußte nicht einmal, um was es sich handelte, denn Soltau sprach selten über geschäftliche Dinge mit ihr, aber sie zog ihre Schlüsse, und die kamen der Wahrheit sehr nahe. Irgendeine große Sache war da in der Schwebe. Der alte Herr hatte einen seiner genialen Einfälle gegen den Willen des Sohnes Tat werden lassen, und ihr Mann war nicht mit vollem Herzen dabei. Während er doch sonst allem begeistert zustimmte, was Karl Anton unternahm.

Sie hatte recht. Und doch hätte Soltau keinen Grund angeben können, warum ihm dies Geschäft so wenig behagte. Alles sah sich so sicher an. Alles hatte er mit dem Prinzipal bis ins kleinste erwogen, und doch — vorgestern, als Peemöller gekommen und in das Privatkontor geführt war, hatte ihn eine solche Unruhe überfallen, daß er am liebsten nachgegangen wäre und gebeten hätte: „Herr Heinecken, dies eine Mal geben Sie Ihren Plan auf." Wie er sich aber das Gesicht vorstellte, mit dem er ihn ansehen würde, wie er in Gedanken schon die Stimme hörte: „Sind Sie plötzlich krank geworden, lieber Soltau?", da blieb er still an seinem Pult sitzen und bewies sich selber, daß alles gut ausgehen müßte, ja müßte, denn es war eine todsichere Sache.

Während er jetzt auf Paul einsprach, wollte er im Grunde sich selbst überzeugen, und so nach und nach suggerierte er sich tatsächlich die fröhliche Sicherheit, die er Paul vortäuschte.

„Na," sagte Paul endlich, wenn wir den Kaffee glücklich hafenbinnen haben, dann will ich Ihnen ein Abendbrot geben, Soltau, davon sollen Sie noch drei Jahre reden."

„Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken."

„Bärenschinken in Burgunder, wenn Sie wollen, und Champagner dazu."

„Hand drauf? Mercedes, schlag durch. Frau Heinecken, Sie sind Zeuge. Also Ende Oktober finden wir uns hier zum solennen Abendessen ein. Alles, was gut und teuer ist. Da wollen wir aber mal auf Ihre Kosten schlemmen, Heinecken."

„Es soll mir auf nichts ankommen. Sie dürfen selber den Küchenzettel machen und bestimmen, ob Frau Fürst zum Kochen kommen soll oder ob das Essen aus den „Vier Jahreszeiten“ gebracht wird.“

„Hören Sie auf, Mann!! Ich kenne Sie gar nicht so. Und seien Sie unbesorgt, das Essen wird gegessen, dafür sag' ich Ihnen gut. Wollen mal drauf anstoßen.“

(Fortsetzung folgt)

Der Kaiser von Madagaskar.

Das abenteuerliche Leben des Grafen Benjowski.
Von M. Sidorow.

Von den schnee- und eisbedeckten Ufern der weiten Kamtschatka-Halbinsel bis zu den tropischen Gewässern des südlichen Ozeans, von russischer Sibirien-Verbannung bis zur Krone des „Kaisers von Madagaskar“ — das waren die unglaublichen Etappen der Lebensgeschichte des Grafen Mauritius August Benjowski, eines der merkwürdigsten Abenteurer des 18. Jahrhunderts. Sein einzigartiges Leben wurde nun von Jean d'Esme in einem jüngst in Paris erschienenen Buche „Der Kaiser von Madagaskar“ beschrieben.

Benjowski war kein Graf von Geburt — den gräflichen Titel hatte er sich selbst später zugelegt. Als Sohn eines polnischen Gutsbesitzers in Ungarn geboren und in Polen erzogen, beteiligte sich der 22jährige polnische Offizier Benjowski im Jahre 1767 an der polnischen Aufstandsbewegung gegen Rußland, wurde von den Russen gefangen genommen und vom russischen Kriegsgericht nach der weitentlegenen Halbinsel Kamtschatka im östlichen Sibirien verbannt.

In der kleinen, öden Gefangenenstätte auf Kamtschatka, viele Tausende von Kilometer von den Kulturzentren der damaligen Zeit entfernt, verstand es der junge Benjowski, sein Schicksal zu schmieden. Er gewann schnell das Vertrauen des Kommandanten Nilon und die Liebe von dessen Tochter, der 18jährigen Athanasia. Er durfte sich frei und unbehandert bewegen und nutzte diese Freiheit aus, um eine Verschwörung gegen die Russen anzuzetteln. An der Spitze von 50 Kameraden bemächtigte er sich der Kommandantur, zwang die 400 Kosaken der Lagergarnison, sich zu ergeben, gelangte in den Besitz eines Segelschiffes, auf welchem er mit einigen Getreuen die Stätte seiner Gefangenschaft verließ und nach Japan segelte. Der russische Kommandant Nilon wurde während des Aufruhrs erschossen, seine junge Tochter blieb aber ihrem Geliebten treu und flüchtete mit ihm, als Pope verkleidet, nach Japan.

Im Herbst 1771 kam das Segelschiff nach vielen Strapazen in dem Hafen von Macao an. Von 60 Mann der Besatzung waren nur acht am Leben. Athanasia fand auch den Tod während der langen, übermenschlich schweren Fahrt. Die abenteuerliche Flucht und Reise verschaffte dem Grafen Benjowski den Ruhm eines neuen Cook. Der Direktor der französischen ost-indischen Schiffahrtsgesellschaft verschaffte ihm die Erlaubnis, nach Frankreich zu reisen. Als Benjowski im Sommer 1772 mit dem Rest seiner Besatzung in dem französischen Hafen Lorient landete, wurde er im Namen des französischen Außenministers d'Eguillon vom Hafenkommandanten begrüßt. Benjowski wurde nach seiner Ankunft in Paris zum Tagesgespräch der Hauptstadt — alle wollten den Mann sehen, der so viele Abenteuer erlebt hatte.

Benjowski wurde vom Außenminister empfangen und machte ihm einen eigenartigen Vorschlag. Er bat um die Erlaubnis, 250 Freiwillige anzuwerben und sich nach der Insel Madagaskar zu begeben, um deren vermutliche große Reichtümer für die französische Krone zu erschließen. Der Plan Benjowskis wurde vom Außen- und Marineminister akzeptiert und von Ludwig XV. bestätigt. Freiwillige haben sich schnell angefunden, und im Frühjahr 1773 segelte Benjowski mit seinem Trupp nach Madagaskar.

Benjowski hatte etwas vom Blute der großen Entdecker und Eroberer, der Cortez und Pizarro. Als er in Madagaskar ankam, beschloß er, in der Bucht Antongile eine befestigte Stadt zu gründen. Eingeborene wurden zur Zwangsarbeit zusammengetrieben und in kurzer Zeit wurden die ersten Bauten der Stadt sichtbar, die zu Ehren des Königs von Frankreich den Namen „Louisburg“ bekam. Einige einfache Holzhäuser, ein Lagerhaus, ein Krankenhaus, Festungswände, das „Palais“ Benjowskis, auf welchem neben der französischen auch die exotische Flagge Benjowskis wehte, schossen mit unglaublicher Schnelligkeit in die Höhe.

Um die Entwicklung seiner neuen Stadt sicherzustellen, entschloß sich Benjowski, mit den Führern der schwarzen Eingeborenenstämme einen Friedens- und Handelsvertrag einzugehen. Zweitausend schwarze Führer, mißtrauisch und bewaffnet, versammelten sich auf Einladung Benjowskis vor den Toren Louisburgs. Kanonenschüsse ertönten, unter Trommelschlag und Musikklang erschien Benjowski an der Spitze seiner Truppe. Alle Mannschaften waren in prunkvoller Uniform. Die primitive Phantasie der schwarzen Führer war bezwungen. Für zwei Pfund Pulver, 8 Pfund Blei und ein Faß Schnaps wurde der Handelsvertrag abgeschlossen.

Nach einiger Zeit wurde Benjowski von den Führern der schwarzen Stämme zu einer geheimen Besprechung eingeladen. Es wurde ihm ehrfürchtig mitgeteilt, daß die Götter des Landes ihrem Willen Ausdruck gegeben hätten. Er, der weiße Held, wäre der direkte Nachkomme des großen Königs Rastlin und müsse nun die Herrschaft über alle Stämme von Madagaskar antreten. So verkündete die alte Wahrsagerin Wajitis, und so las in den Sternen der große Priester Nabina. Die Führer lagen im Staub vor den Füßen ihres neuen Herrschers von der Götter Gnade und flehten ihn an, die Würde des „Ambakasaba“, des Königs der Könige, anzunehmen. Benjowski überlegte nicht lange. Er nahm bereitwillig den angebotenen Thron an und schwur den königlichen Eid beim Blute eines heiligen Opferstieres.

Jetzt war es an der Zeit, nach Europa zurückzukehren, um mächtige Beschützer für das neue Königreich zu finden. Benjowski begab sich auf eine neue Reise. Die schwarzen Untertanen mußten sehr lange auf die Rückkehr ihres Herrschers warten. Die Freiwilligen liefen inzwischen auseinander. Die vernachlässigte und verlassene Stadt Louisburg verfiel — nichts als Ruinen blieben an ihrer Stelle.

In Paris angelangt, wurde Benjowski gnädig empfangen und bekam sogar die Ordensabzeichen des Heiligen Ludwigs. Seine „kaiserlichen“ Aspirationen wurden aber nicht ernst genommen. Die französische Regierung erwartete keinen Nutzen von seinen abenteuerlichen Plänen. Da begab sich der „Kaiser von Madagaskar“ nach Wien, um sein Inselreich dem österreichischen Kaiser anzubieten. In Wien wurde ihm die Würde eines Kapitäns der kaiserlichen Armee verliehen, von seinem schwarzen Reich wollte man aber nichts hören.

Nach einem Jahre zweckloser Bemühungen begann Benjowski Handel zu treiben, gründete eine Handelsfirma in Fiume, die schnell zusammenbrach und übersiedelte nach London, um die englische Regierung für seine Kolonisationspläne einzufangen. Das gelang ihm nicht, und kurz darauf erschien er in Amerika und gründete dort eine Gesellschaft zur Erschließung der Bodenschätze und Goldminen von Madagaskar (diese bestanden nur in seiner Phantasie!). Viele hervorragende Persönlichkeiten Amerikas schenkten dem Abenteurer Glauben. Der große Franklin war einer der Aktionäre seiner Gesellschaft.

Im Juni 1785 kehrte Benjowski auf einem Schiff unter amerikanischem Sternenbanner nach seinem vor acht Jahren verlassenen „Kaiserreich“ zurück. Er brachte Waffen und Waren mit und wollte auf den Ruinen von Louisburg eine neue Stadt aufbauen. Diesmal folgte aber niemand seinem Rufe. Als kurz darauf ein französisches Munitions- und Warenlager von den Leuten Benjowskis ausgeplündert wurde, schickte der französische Gouverneur der nebenliegenden Insel St. Mauritius ein Schiff mit einem Bataillon Soldaten nach Madagaskar, um den Abenteurer zu fangen.

Die Soldaten gelangten an eine kleine Feste, die von einer Holzwand umgeben war. Über dem Toreingang flatterte eine himmelblaue Fahne mit zwei goldenen Sternen und einem weißen Halbmond — das Wappen des „Kaisers“. Mit seiner Anhängerschaft wollte Benjowski die kleine Holzfeste vor der französischen Truppe verteidigen. Er schoß aus seiner einzigen Kanone und erschien dann allein mit einem

Gewehr am Arm am Toreingang. Nach der ersten Salve der Franzosen fiel Benjowski. Er lag tot, in eine elegante Uniform gekleidet, eine frisierte Perücke auf dem Kopf. Neben dem Stern des St. Ludwig-Ordens war ein Blutfleck auf seiner Brust zu sehen — die Kugel traf den „Kaiser von Madagaskar“ mitten ins Herz.

Nächstenliebe.

Von Hans Reimann.

Bei Sterzels in der Oststraße wohnt ein junger Mann in Untermiete. — Eines Abends gegen neun fällt er in Ohnmacht, reißt den Kronleuchter (umgearbeitet für Elektrisch) herunter und schlägt ein Loch in den Teppich. Dadurch erschrecken Sterzels, eilen herbei und transportieren den jungen Mann in sein Bett.

Fräulein Magdalene Sterzel aber, die schon längst eine Pupille auf den Jüngling geschleudert hat, stürmt zum Arzt.

Kurz nach zehn trifft der Arzt ein, untersucht den jungen Mann, stellt eine durch Hitze, Pflaumen und Selterswasser hervorgerufene Kolik fest und schreibt ein Rezept.

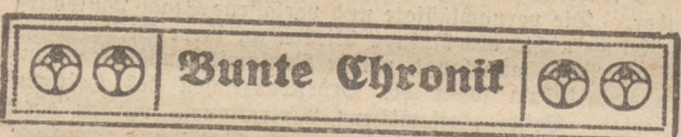
Magdalene nimmt das Rezept und türmt nach der nächsten diensttuenden Apotheke. Auf ihr Klingelzeichen erscheint — nach langer Pause — ein notdürftig bekleideter Mensch, dessen linkes Auge vor lauter Schlaftrunkenheit tief unter dem oberen Lid stecken geblieben ist.

Fräulein Sterzel reicht das Rezept hin und wird eingelassen. Der Apotheker wandelt traumverloren hinter einen Wandschirm und grunzt vor sich hin.

Nach geraumer Weile ersucht er die Dame, auf dem Armesünderbänkchen Platz zu greifen.

Magdalene leistet dem Ersuchen Folge, wartet und wartet, wartet und wartet, steht wieder auf und sagt, sie gehe einstweilen ein bißchen hinaus, weil hier herinnen die Luft so stickig sei.

Stimme des unsichtbaren Mannes: „Bleim Se liewr hier! Wenn Se mich zum zweedn Male rausklingln, missn Se dobblde Daxe bezahln. Jehdn das Seine!“



* **Die Körpergröße des Menschen.** Kürzlich ging eine Notiz durch die Presse, die besagte, daß die Körpergröße der im Kriege geborenen deutschen Generation durchschnittlich um 2—3 Zentimeter hinter der der Vorkriegsgeneration zurückgeblieben wäre. Es ist aus diesem Anlaß nicht uninteressant, festzustellen, daß die normale Größe eines Menschen in den Grenzen von 134—190 Zentimeter, am häufigsten aber von 145 bis 175 Zentimeter sich bewegt. Die Durchschnittsgröße beträgt 165 Zentimeter. Obige Ziffern beziehen sich auf das männliche Geschlecht. Frauen sind bei allen Völkern und in allen Weltteilen um 10—15 Zentimeter im Durchschnitt kleiner. Die geographische Lage übt keinen Einfluß auf die Körpergröße der betreffenden Bevölkerung aus. Die hygienische und soziale Lage ist aber in dieser Beziehung von großer Bedeutung. So erreicht z. B. die körperliche Größe der englischen Juden 170 Zentimeter und der Juden in Polen nur 160 Zentimeter. — Aus den wenig beweglichen Handwerkerberufen — Schuster, Schneider, Buchbinder usw. — rekrutieren sich die durchschnittlich kleinsten Menschenkategorien. Die Tischler, Schmiede, Maurer usw. sind im Durchschnitt größer. Es muß festgestellt werden, daß die weit verbreitete Meinung über die größere Körperstatur unserer Väter und Ahnen vollkommen irrtümlich ist. Unsere Ahnen waren keine Riesen — im Gegenteil, sie waren im Durchschnitt kleiner als die lebende Generation. Die Körpergröße der gesamten Bevölkerung Westeuropas hat im Laufe der letzten 50 Jahre infolge des gestiegenen Wohlstandes und der sozialen und hygienischen Fortschritte durchschnittlich 3—4 Zentimeter zugenommen. Zu den größten Rassen gehören die Schotten, die Bewohner des Feuerlandes und der Polynesischen Inseln, deren mittlere Größe 174—175 Zentimeter erreicht. Die kleinste Menschenrasse sind die Pigmäen — ein Zwergvolk in Zentral-Afrika — deren Größe nicht mehr als 133 bis 142 Zentimeter beträgt. Der große griechische Historiker Herodot beschrieb schon im 5. Jahrhundert vor Christi diese schwarze Zwergrasse.

* **Wettlauf mit dem Tode.** Vor kurzem wurde der 3jährige Sohn des ägyptischen Großindustriellen Elie Catz von einer Kinderlähmung befallen. Das Kind lag in bedenklichem Zustande in einer kleinen Hafenstadt, unweit Kairo. Die Ärzte erklärten den Zustand des kleinen Patienten für hoffnungslos, wenn nicht ein Serum, das in Paris angefertigt wird, im letzten Augenblick Rettung bringen könnte. Glücklicherweise war der Vater des Kindes in der Lage, ein Vermögen für seine Rettung zu opfern. Er telegraphierte seinem Bruder, der in Paris studierte, und bat ihn, das Serum sofort nach Kairo per Flugzeug zu befördern. Der Student raste sofort zu Dr. Petit, dem Arzt, der das Serum herstellt, bekam die nötige Dosis und flog in derselben Nacht auf einer eigens zu diesem Zweck gemieteten Maschine nach Wien, um dort das Postflugzeug zu erwischen. Von Wien ging die Tour weiter nach Budapest. In Saloniki mußte das Serum im Zollamt untersucht werden, was eine Stunde Zeitverlust mit sich brachte. Dann ging die Fahrt weiter mit einem Wasserflugzeug nach Alexandria. In Alexandria bestellte sich der Student einen Extrazug, um Kairo so schnell wie möglich zu erreichen, bestieg dort ein Auto und kam noch rechtzeitig am Krankenlager des Kindes an. Der Arzt unternahm sofort eine Injektion, und einige Stunden später war die Lebensgefahr überwunden.

* **Der mangelhafte „Führer durch Edinburg“.** Die schottische Hauptstadt hatte zur Hebung des Fremdenverkehrs einen „Führer durch Edinburg“ herausgegeben. Den kaufte sich kürzlich unter anderen Besuchern der Metropole Schottlands auch ein Londoner Bankier, weil er an Hand der Entfernungsangaben seine Zeit einteilen wollte. So stellte er einen auf die Sekunde genau ausgearbeiteten Operationsplan auf, rechnete neun Minuten für diesen, elf für jenen Weg und beraumte die Konferenzen mit seinen Geschäftsfreunden dementsprechend an. Doch die ganze Einteilung wurde durch einen unvorhergesehenen Umstand über den Haufen geworfen: Die im Führer angegebenen Zeiten waren zu knapp gerechnet. Schon zur ersten Konferenz kam der Engländer zu spät, zur zweiten noch mehr, und beim dritten Geschäftsfreunde fand er nur eine bedauernde Absage vor: „Ich konnte nicht länger auf Sie warten.“ Ähnlich ging es ihm noch an anderen Stellen, und das Ergebnis der verschiedenen mißglückten Besprechungen war, daß dem Londoner mehrere Geschäftsabschlüsse entgingen. Er machte die Stadt Edinburg für den Schaden verantwortlich. Tatsächlich gab das Gericht der Klage statt und sprach dem Bankier eine Entschädigung von rund 10 000 Mark zu. In der schottischen Hauptstadt ist heute kein einziger amtlicher „Führer durch Edinburg“ zu kaufen.

* **Wohin reise ich diesen Sommer?** Über diese Frage wird uns geschrieben: Es ist zu bedauern, daß die große Masse des Publikums bei der Entscheidung, wo die Ferien verbracht werden sollen, viel zu sehr die Bedeutung einzelner Punkte mitsprechen läßt und viel zu wenig erwägt, daß Modebäder sehr teuer sind und den Besucher oft nervöser und abgespannter zurückkehren lassen als wie er die Reise antrat. Tatsache ist, daß mancher wenig bekannte Ort dem Auge mehr Naturschönheiten sichtbar werden läßt als ein Ort, der in aller Munde ist und daß ein verhältnismäßig „stiller“ Ort dem modernen, in ewiger Hetzjagd lebenden Menschen viel mehr Erholung und Kräftigung zu bieten vermag als eine Stätte lebhaftesten Verkehrs. Zu bedenken ist ja stets auch, daß der wenig bekannte Ort im allgemeinen viel billiger und ungenierter leben läßt als ein Weltkurort. Es gibt so herrliche Waldwinkel, die viel zu wenig bekannt sind; wir denken an Oybin und Johnsdorf im Zittauer Gebirge, an einige Ortschaften des Böhmerwaldes, des Schwarzwaldes und der mitteldeutschen Gebirge! Genesen sollen Körper und Seele, ausruhen soll der Mensch nach viel zu vielen Zerstreuungen des Jahres. Dies ist in erster Linie zu berücksichtigen.

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.